

Paul Gerhard Schoenborn

Marie Veit zum 80. Geburtstag

Am 18. August 2001 wurde Marie Veit in Marburg 80 Jahre alt.

Die Redaktionen von AMOS und TRANSPARENT gratulieren – auch im Namen aller LeserInnen und Leser – Marie Veit herzlich zu diesem besonderen, in Psalm 90,10 so treffend beschriebenen Geburtstag: „...und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich gewesen ist, ist doch auch viel Mühe und Arbeit gewesen.“ Sie danken Marie Veit für die vielfältigen ermutigenden Impulse, die von ihrer Person und von ihrer theologischen und pädagogischen Arbeit ausgingen und bis heute ausgehen.

Marie Veit wurde 1921 in Marburg geboren. Sie wuchs in Köln auf. Ihre Eltern waren aktive Mitglieder der Bekennenden Kirche. Der Vater, Professor für Anatomie an der Universität Köln, erhielt als sogenannter „Vierteljude“ Berufsverbot. Von 1940 bis 1944 studierte Marie Veit Theologie in Marburg, Jena und Halle. 1946 promovierte sie bei Rudolf Bultmann über „Die Auffassung der Person Jesu im Urchristentum nach den neuesten Forschungen.“ Von 1947 bis 1972 war sie Lehrerin an Mädchengymnasien in Köln. Ab 1947 engagierte sie sich in der „Kirchlichen Bruderschaft im Rheinland“ und nahm teil an deren Protest gegen die Politik Adenauers, vor allem die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik. Mit Dorothee Sölle, deren Religionslehrerin sie gewesen war, und anderen gehörte sie ab 1968 zum Kölner „Arbeitskreis Politisches Nachtgebet“. 1973 war sie Mitbegründerin der „Christen für den Sozialismus“. 1972 wurde sie als Professorin für Didaktik des Religionsunterrichts an die Universität Giessen berufen. Dort lehrte sie bis 1989.

Vielen von uns ist Marie Veit im Laufe der Jahrzehnte begegnet – bei Studentagen, Vorträgen oder Podiumsdiskussionen, bei Politischen Nachtgebeten und auf Kirchentagen, bei Eine-Welt-Wochen, bei Workshops für Religionslehrerinnen und -lehrer, bei Akademietagungen über theologisch-politisch-pädagogische Themen. Unermüdlich ist sie – auch nach ihrer Emeritierung – unterwegs gewesen, um andere zu ermutigen: „Seid aktive Christen in dieser Zeit, ihr seid geliebt, das Fenster zur Transzendenz steht euch offen, bereitet den Boden, dass das Reich Gottes näher kommen kann.“

Unvergesslich ist für jeden, der ihr begegnet ist, wie eindeutig sie auftritt, mit sich selbst identisch und durch und durch glaubwürdig. Befreiend wirken die von ihr ausgelösten Aha-Erlebnisse, etwa, warum im Protestantismus „die Gnade vermauert“ sei: Seit Jahrhunderten, so sagt sie, sei zwar über die Gnade Gottes gepredigt, aber gleichzeitig damit verbunden ein anthropologischer Pessimismus verkündigt worden. Bei vielen sei daraus ein double-bind-Syndrom mit Schuldgefühlen und Depressionen entstanden. Oder: dass „Emanzipation und Ernährung“ zusammengehörten, dass nur akzeptierte, geliebte, eben seelisch gut ernährte Menschen auf dem Weg der Solidarität und Befreiung durchhielten. Ein entsprechendes Paper – wohl ein Vortrag vor Lehrern – kursierte in kaum leserlichen, weil so oft kopierten Exemplaren in den späten siebziger Jahren unter uns. Viele haben Marie Veits Bild vom Hoffnungsschrank gerne übernommen und sich wenigstens Hoffnungsmappen angelegt, worin sie Hoffnungsgeschichten und Hoffnungsmodelle sammeln. (In TRANSPARENT Nr. 44, Seite 28–30 „Vom langen Atem der Solidarität“ erzählt Paul Gerhard Schoenborn noch mehr von solchen Aha-Erlebnissen bei Begegnungen mit ihr.)

1991 erschien Marie Veits Aufsatzsammlung „Theologie muss von unten kommen – Ratschlag für Linke“ im Wuppertaler Peter Hammer Verlag. Es enthält bis heute gültige



Wilhelm Böhm, Marie Veit, Gioconda Belli, Hermann Schulz
(Foto: Roselies Hoffmann)

politisch-theologische Texte. Einige AMOS- und TRANSPARENT-Leserinnen und -leser waren zugegen, als dieses Buch im Schulreferat Elberfeld der Öffentlichkeit präsentiert wurde. Das Bild auf der vorigen Seite erinnert daran: Marie Veit las einige ihr besonders wichtige Abschnitte aus ihrem Buch vor. Und Gioconda Belli, die „Überraschungsgästin“, rezitierte einige ihrer sehr femininen Gedichte. Ein bemerkenswerter, in sich harmonischer Kontrast: hier die deutsche Befreiungstheologin, freundlich und selbstbeherrscht – dort die Dichterin aus Mittelamerika, selbstbewusst und strahlend die Befreiung der Frauen in

Nicaragua verkörpernd.

AMOS und TRANSPARENT freuen sich, im Folgenden einen in dieser Form bisher unveröffentlichten biographisch-theologischen Text Marie Veits zu dokumentieren. Es ist der Vortrag, den sie am 18.12.1996 bei der Festveranstaltung der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg anlässlich ihres 50jährigen Promotionsjubiläums vortrug: „Von Bultmann zur Didaktik des Religionsunterrichtes – eine Testamentsvollstreckung“. Marie Veit reflektiert darin ihren Weg als Theologin und als Religionslehrerin – und verhandelt zugleich unsere Sache!

Marie Veit

Von Bultmann zur Didaktik des Religionsunterrichtes

Eine Testamentsvollstreckung

Vortrag in einem Festakt des Fachbereiches
Evangelische Theologie der Philipps-Universität Marburg/Lahn
aus Anlass der Goldenen Promotion am 18.12.1996

Vor 50 Jahren – genauer: übermorgen vor 50 Jahren – habe ich in diesem ehrwürdigen Hause meine Doktorprüfung bestanden. Eiskalt war es, 1946, die Doktorandin im Konfirmationskleid, das glücklicherweise noch passte dank der Hungerjahre des Krieges, die klammen Finger in einem alten schwarzen Muff; die Beleuchtung war schlecht, so dass alle Beteiligten die Nase dicht auf dem Papier haben mussten, wenn es etwas zu übersetzen gab; zwischendurch fiel der Strom ganz aus, wir mussten uns mit einem Hindenburglicht behelfen. Am Schluss der Prüfung gratulierte der Vorsitzende, Professor Benz, dem „Fräulein Dr. Veit“. Tempi passati, in mehr als einer Hinsicht. Wie war ich zur Theologie, wie war

ich zu Rudolf Bultmann, meinem Doktorvater, gekommen? Ich wusste ja selbst nicht, als ich 1940 als 18jährige mit dem Studium begann, welchen Königsweg ich da betreten hatte.

Ein Mädchen schmökert nicht

Wohl war da, seit Jahren, eine Leidenschaft für Bibel und Kirche, denen ich für meine Selbstfindung viel verdankte. Die jüngeren Frauen können sich wohl kaum vorstellen, in welcher überbehüteten, aber auch erstickenden Atmosphäre ein Mädchen aus bürgerlicher Familie damals aufwachsen konnte, bei so guten, wohlmeinenden Eltern – erstickend jedenfalls

dann, wenn man dem Ideal einer Frau, eines jungen Mädchens nicht entsprach, das den Eltern, vor allem dem Vater, vorschwebte. Ich durfte kaum aus dem Haus; vor allem aber durfte ich das nicht oder nur sehr eingeschränkt, was ich am liebsten wollte, nämlich lesen. Ein Mädchen schmökert nicht, es macht sich nützlich. Natürlich las ich doch, in allerhand Verstecken, heimlich und mit sehr schlechtem Gewissen; der innere Zwiespalt, in den ich dadurch geriet, war manchmal kaum zu ertragen. Viel später hörte ich eine junge Französin sagen, sie habe zu Hause immer in einen *moule*, eine Gipsform, passen sollen und habe sich alle erdenkliche Mühe gegeben, dem zu entsprechen; es sei aber nicht gegangen, und so habe sie schließlich diesen *moule* gesprengt. Genau das war mein Problem. Meine jüngere Schwester entsprach dem Idealbild der Eltern weit eher; sie hat deshalb auch teilweise *andere* Erinnerungen an unsere gemeinsame Jugend.

Sicherlich hätten wir auch nicht *studieren* dürfen, wenn nicht das Vermögen unseres Großvaters in der Inflation der frühen zwanziger Jahre verloren gegangen wäre; ein Mädchen aus gutem Hause hatte ja eigentlich keinen bezahlten Beruf, noch meinen Tanten war es so gegangen. Aber das Geld war weg, das war ein erstes großes Glück in meinem Leben; der Weg zum Studium war frei für mich und für meine Schwester.

Jenen *moule* aber brauchte ich in frühen Jugendjahren nicht zu sprengen, hätte es auch kaum gekonnt, denn ich suchte die Schuld ja bei mir. Aber ich fand einen Ausweg. Im Alter von dreizehn Jahren bekam ich für den Religionsunterricht mein erstes Neues Testament und habe dieses „erste erlaubte Buch“ sozusagen gegessen und getrunken. Warum? Weil es so voller Hoffnungsperspektiven steckte. Da kommt noch etwas, sagte es mir, es wartet noch etwas auf dich, hab' nur Geduld; eines Tages wirst du wissen, was der Wille Gottes ist. Es war der Atem der Zukunft, der mich anwehte, der wie nichts anderes zu diesem Buch gehört. Und dann die Kirche! In den Gottesdiensten der Bekennenden Kirche erlebte ich zum ersten Mal „zivilen Ungehorsam“; da wurden die Fürbittenlisten vorgelesen, die Namen der Pfarrer und Gemeindeglieder, die im Gefängnis oder Konzentrationslager waren; da wurde eine verbotene dritte Kollekte eingesammelt, für die „Aufrechterhaltung der Wortverkündigung“, hieß es, und alle Eingeweihten wussten: das ist für die Vikare,

die nicht eingestellt werden, weil sie sich nicht dem deutschchristlichen Konsistorium unterstellten. Köln, wo ich lebte, gehörte zu einer der „zerstörten Landeskirchen“, in denen ein staatlicher Kommissar darüber wachte, dass keine ungeeigneten Elemente in den Pfarrdienst kämen. Diese Vikare arbeiteten in den Bekennenden Gemeinden mit, bekamen aber offiziell kein Gehalt. Dann Martin Niemöller: Als 15jährige saß ich unter seiner Kanzel in der überfüllten Dortmunder Kirche, in der er sprach. Trotz üblicher Sparsamkeit war mein Vater mit mir dorthin gefahren, um ihn zu hören. „Volkskirche oder Freikirche?“ war sein Thema; das sei unwichtig, es könne auch Katakombenkirche sein, Hauptsache Kirche, und die habe nur *einen* Herrn, der ihr zu sagen habe. Von der Barmer Theologischen Erklärung wusste ich bereits. Dazu die Lieder der Reformation, „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“, „Ach Gott vom Himmel, sieh' darein“ – hier waren sie nicht Heldengedenklieder, am Reformationstag zur Erinnerung an längst vergangenen Mut gesungen; hier klangen sie voll gegenwärtig, Entschlossenheit und Zukunftshoffnung atmend...

Bei allen Schwächen auch der Bekennenden Kirche, vor allem den nicht getauften Juden gegenüber: die Kirche war doch die einzige Institution, die Hitler niemals ganz gleichschalten konnte. Und für uns kam noch etwas hinzu.

Wir galten als jüdische Mischlinge; ich selbst bin Achteljüdin, unser Vater wurde als Vierteljude aus seiner Professur für Anatomie vertrieben, und ich erlebte mit, wie Kollegen ihn mieden, auf die andere Straßenseite gingen, wenn wir kamen, und wie meine Klassenkameradinnen seit seiner Entlassung nicht mehr den gleichen Schulweg hatten, sondern mich allein gehen ließen. Das vergisst man nicht, wenn man es als junger Mensch erlebt hat. Aber in der *Kirche*, in der Bekennenden Gemeinde, zu der wir uns hielten, galten wir voll. Mein Vater saß in Köln im Bruderrat; mit dem Roten Pfarrer von Köln, Pfarrer Fritze, den Hans Prolingheuer beschrieben hat, verband ihn, den alten Deutschnationalen, bald eine herzliche Freundschaft, Widerstand und Hoffnung!

„Gott ist meine Zukunft“

Bibel und Kirche – Atem der Zukunft. Viel später erfuhr ich, wie Rudolf Bultmann gefragt wurde, ob er ganz kurz und einfach sagen könne, was „Gott“ sei. „O ja“, erwiderte

er, „Gott ist meine Zukunft“. Der Fragesteller war entsetzt; mir war sofort klar: So ist es.

Bultmann und der Kirchenkampf: die Klarheit des Marburger Gutachtens zur Frage des Arierparagraphen in der Kirche aus dem Jahre 1933, die sich so deutlich abhebt von dem „Teils dieserhalb – teils außerdem“ des Erlanger Gutachtens aus dem gleichen Jahr, diese Klarheit ist Rudolf Bultmanns und Hans von Sodens Handschrift. Und als wir dann nach dem Krieg, 1946, als kleine Marburger Studentengemeinde, Martin Niemöller zum Vortrag holten, gegen den erklärten Willen des Rektors Ebbinghaus und des Bischofs Wüstemann, die beide es nicht für opportun hielten, von deutscher Schuld zu reden – da saß Bultmann unter den Zuhörern. Sein Kommentar danach: „Mit Vollmacht, und nicht wie die Schriftgelehrten“.

Das Studium freilich brachte bedrängende Probleme. Als ich im ersten Semester, neben eifrigem Sprachenstudium, Bultmanns Jesusbuch las und im Vorwort die Bemerkung entdeckte, es sei nicht sicher, dass sich Jesus selbst für den Messias gehalten habe, war mir, als hätte der Blitz eingeschlagen. Hier sprach ja nicht ein Gegner des Christentums, der den Glauben widerlegen wollte, sondern ein Mann der Kirche, der auf Grund seiner Forschungen zu diesem Ergebnis gekommen war. Da half nichts, dem war nachzuspüren, die Gründe zu prüfen; ich arbeitete fast Tag und Nacht, eine Zeitlang ungewiss, ob ich je wieder Boden unter die Füße bekommen würde. Im vierten Semester hörte ich auf, Kindergottesdienst in einer Marburger Siedlung zu halten, wo ich bis dahin acht oder zehn Kinder in einer Mansarde gesammelt und biblische Geschichten erzählt hatte. Ich wusste nicht mehr oder noch nicht, wie ich beides zusammenbringen könnte: das, was historische Forschung mir über Entstehung und ursprünglichen Sinn der Texte zur Kenntnis gebracht hatte, und das, was dieselben Texte in der kirchlichen Tradition Generationen von Christen gesagt hatten. Zwei verschiedene Hermeneutiken lagen miteinander im Streit – Wie sollte ich mich entscheiden?

Bei Rudolf Bultmann war die Sache klar: Historische Kritik und existenziale Interpretation verhalfen dazu, neutestamentliche – er meinte: auch alttestamentliche – Schriften angemessen zu verstehen. Geschichten, die, auf diese Weise erschlossen, heutigen Kirchenbesuchern nicht mehr viel bedeuten konnten, sollte man eben weglassen in Predigt und

Unterricht. Als Bultmann dies in einer der abendlichen Runden, zu denen er uns wenigen Kriegsstudenten – meist -Studentinnen! – in seine Wohnung lud zu Kriegsgebäck und einer Tasse deutschem Tee, mit aller Deutlichkeit als seine Meinung kundtat, schreckte mich das zwar auf und beeindruckte mich sehr. Ich selbst hatte die Frage aufgebracht, weil ich mit der Geschichte von der Taufe Jesu nach Matthäus, meinem nächsten Kindergottesdiensttext, nicht mehr umzugehen verstand. Gleichwohl gab ich dem verehrten Lehrer innerlich nicht vollständig recht. Nicht nur erinnerte ich mich noch zu gut daran, was mir selbst Geschichten dieser Art bedeutet und gegeben hatten, als ich sie noch nicht historisch-kritisch las; es kam ein Erlebnis hinzu, das ich während einer Wochenendfreizeit der kleinen informellen Studentengemeinde hatte, in der ich damals lebte.

Bibellesen von Laien?

Wir hatten Quartier bei Bauern in der Kirchengemeinde Lohra, bei denen wir uns nicht nur satt essen konnten, sondern bei denen wir auch einen Abend verbrachten, der dem Kennenlernen und gegenseitigen Erzählen diente. An einem solchen Abend erlebte ich mit, wie der Hausvater zum Abschluss die große Familienbibel auf den Tisch legte und sorgfältig aufschlug; das Lesezeichen lag im Römerbrief, den er derzeit mit seiner Familie fortlaufend las. Aber er las nicht nur vor, sondern fügte dem gelesenen Abschnitt – ich meine, mich zu erinnern, dass es ein Teil des 5. Kapitels war – ein paar eigene Sätze hinzu, in denen er den Inhalt verdeutlichte. Ich war maßlos erstaunt. Gerade kurz zuvor hatte mir ein Bekannter, von Beruf Ingenieur, berichtet, er habe versucht, im Neuen Testament zu lesen, sei an den Römerbrief geraten und könne nur eines sagen: „Ich verstehe *nichts!*“ Als Studentin, die gerade mit den Problemen der paulinischen Theologie befasst war, konnte ich dies wiederum nur zu gut verstehen. Hier aber, in der abendlichen Bauernstube, saß ein Mann, der die Volksschule und den Konfirmandenunterricht besucht und jeden Sonntag eine evangelische Predigt gehört hatte; er war in der Lage, in einfachen Worten Sinnvolles zum Römerbrief zu sagen.

Bultmanns gelegentliche Äußerung, dass man „das Bibellesen von Laien“ nicht länger „propagieren“ solle, da sie die Texte doch nur falsch verständen, kam gegen eine solche

Erfahrung nicht an. Der Bauer in Lohra stand in einer Tradition, die ihm den Zugang zum Römerbrief ermöglichte – einer Tradition, die letztlich von Paulus selbst und dann von Luther, der ihn neu entdeckte, ausgegangen war. Ja, richtig, er stand „drinnen“, es war der Paulus der lutherischen Kirche, in der er lebte und zu Hause war; er kannte ihn. Die historisch-kritische Wissenschaft aber näherte sich dem Text gewissermaßen von „außen“, in einer Art von methodischer Unkirchlichkeit, so sehr auch der, der sie betrieb, sich andererseits zur Kirche halten mochte – wie Rudolf Bultmann selbst, der als Kirchenvorstandsmitglied mit dem Kollektenteller an der Kirchentür zu stehen pflegte.

Deutlich empfand ich damals, in der Mitte meiner Studienjahre, die Aufgabe, die vor mir stand: das Verhältnis der beiden Hermeneutiken zueinander zu klären, einen Weg zu finden, auf dem weder die „intellektuelle Redlichkeit“ noch die Schätze der Tradition und des „Drinnen-Seins“ verloren gingen. Noch musste ich die Frage offen lassen, vermochte an der Lösung der Aufgabe nicht direkt zu arbeiten, zumal die Systematische Theologie, die wir studierten, mir dazu wenig Hilfen bot. Erst in der Praxis des eigenen Unterrichtens fand ich, schrittweise, die Lösung für mich.

Nicht als ob die kirchliche Denktradition Rudolf Bultmann nichts bedeutet hätte! Schließlich hat sie sich ja nicht *nur*, und auch erst in ihrer späteren Geschichte, mit der Abwehr der Moderne befasst. Schließlich stehen wir auf den Schultern der Väter und Mütter, deren Gedanken die Kirche geprägt haben. Die Schätze dieser Tradition sind vor allem durch das evangelische Gesangbuch weitergegeben worden; wie sehr Bultmann unsere schönen Lieder geschätzt hat, darauf hat ja Bischof Dr. Zippert in seiner Predigt am Reformationstag hingewiesen. Freilich gilt es, auch ihnen gegenüber nicht unkritisch zu sein; aber davon später. An ihrem Wert auch für heute ändert das nichts. Und sollte nicht auch auf sie die existentielle Interpretation, für die Bultmann steht, anwendbar sein?

Und wem gehört Bultmann?

Dieser neue, erhellende Zugang war es ja, der die Bibel, die durch historisch-kritische Forschung in Distanz gerückt war, wieder nahe brachte. Er erwies sich zugleich als alt, als sehr nahe verwandt mit reformatorischer und pietistischer Hermeneutik, die ja auch die

Frage danach, wie der Mensch sich selbst verstehen will, ins Zentrum stellen – wie ja übrigens auch schon die christliche Mystik des Mittelalters. Ja, langsam begann mir aufzugehen, dass schon diese *Frage* sich in der Menschheitsgeschichte nicht von selbst versteht, sondern der biblischen Offenbarung entstammt.

Jedes theologische *Lehrsystem* aber kam durch die wissenschaftliche Theologie an *seinen* geschichtlichen Ort. Nicht selten, so zeigte sich, war es in Abwehr entstanden, in notwendiger Abgrenzung von Lehren, die der Grundorientierung der Offenbarung widersprachen, vom Apostolikum bis zur Barmer Theologischen Erklärung – ja, selbst diese kam in Marburg schon in den Kriegsjahren im Studium vor, bei Hans von Soden.

Was aber keine Lehre mehr ermöglichte, auch nie mehr ermöglichen würde, das war ein fragloses Drin-Sein in einem zeitlos gültigen gedanklichen Rahmen. Man kann vielleicht sagen: Die Ontogenese der Theologin wiederholte die Phylogenese der Kirche, für deren überkommene Denksysteme die Neuzeit ja auch *eine* Erschütterung nach der anderen brachte, von Kopernikus und Galilei über Darwin bis zu Feuerbach und Freud. Statt eines festen Hauses, in dem man für Generationen wohnen kann, sehen sich Kirche und Theologie wieder auf einen *Weg* verwiesen – was übrigens auch die biblische Metapher ist. Einen Weg, bei dem nicht garantiert ist, dass man nicht in die Irre geht, und bei dem man niemals weiß, was an Chancen und Gefahren sich an der nächsten Wegbiegung auftun wird. Einen Weg also, auf dem auch Kirche und Theologie angewiesen bleiben – auf Gott.

Dies also, in großen Zügen, das Fazit meines Studiums bei Bultmann. Und wem gehört nun dieses Kapital? Wer soll damit weiterarbeiten, wer ist der berechtigte Erbe?

Die theologischen Fachbereiche, natürlich; insbesondere deren neutestamentliche Abteilungen, weit über Deutschland hinaus – wie die Kollegen aus Norwegen (*Anmerkung von PGS: Wenige Wochen zuvor hatte eine Delegation norwegischer lutherischer Theologen einem Festakt der Fakultät beigewohnt, in dem eine von einem norwegischen Mäzen gestiftete Büste Rudolf Bultmanns enthüllt wurde. Es gab auch einen ökumenischen Gottesdienst aus diesem Anlass, den ein norwegischer Bischof und Bischof Dr. Zippert gemeinsam hielten.*) jüngst noch sichtbar gemacht haben. Und auch weit über die Grenzen der Konfession hinaus, wie schon Gotthold Hasenhüttl 1963

zu Bultmanns Freude gezeigt hat. Ein Stück weit gehört Bultmanns Erbe natürlich auch schon der Theologiegeschichte an. Jedenfalls also: der Universität.

Ist das alles?

Kirchenleitungen, vor 50 Jahren und vielleicht zum Teil noch heute, sähen das nicht ungerne: wenn man die Gedanken dieses Meisters in die Universität einsperren könnte, so dass nicht allzu viel davon nach außen dränge. Damals jedenfalls, bei meinem Zweiten Theologischen Examen, das ich wenige Tage vor dem Rigorosum in Hofgeismar abgelegt habe, sagte mir Bischof Dr. Wüstemann bei der Verabschiedung, ich dürfe nichts von dem, was ich an der Universität gelernt hätte, in die Gemeinde gelangen lassen, es würde sie verwirren. Index auf Evangelisch! Damals gab ich zur Antwort, ich hätte ja nur einen Kopf, nicht zwei, einen für die Gemeinde und einen für mich, ich würde *doch* versuchen umzusetzen, was ich gelernt hätte. Daraufhin hat mir der Bischof, der ja selbst in Marburg promoviert hatte, für mein Vorhaben Gottes Segen gewünscht.

Und der – ist eingetreten.

„Aber wenn Sie von Bultmann kommen, wie werden Sie denn dann in einer Oberprima Religionsunterricht machen?“

Zunächst freilich sah es nicht danach aus. In meiner rheinischen Heimatkirche, in die ich aus familiären Gründen 1947 zurückkehrte (die Zonengrenze zwischen britischer und amerikanischer Zone war für solche Fälle inzwischen durchlässig) ging es wesentlich härter zur Sache, als man erfuhr, bei wem ich promoviert hatte. Das Kolloquium bei der Kirchenleitung in Düsseldorf, mit dem ich übernommen wurde, dauerte so lange, dass der ostpreußische Pfarrer, der zu gleichem Zweck draußen wartete, schon dachte, ich würde abgelehnt. Dass ich kein Gemeindepfarramt bekommen konnte, war ohnedies klar; die Städte lagen in Trümmern, es waren kaum Menschen da, die Kirchenleitung musste froh sein, wenn sie für die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Pfarrer Stellen finden konnte. Aber im Religionsunterricht fehlten Kräfte nach der Nazizeit, dort wollte man mich haben. „Aber wenn Sie von Bultmann kommen, wie werden Sie denn dann in einer Oberprima Religionsunterricht

machen?“ war die besorgte Frage. Nun, das konnte ich noch nicht beantworten, hatte ja noch keinerlei Erfahrung und sagte das auch. Schließlich wurde ich übernommen. Vielleicht hat mir geholfen, dass mein Vater in der Zeit des Kirchenkampfes im Bruderrat der Bekennenden Kirche in Köln gesessen hatte; ich weiß es nicht. Jedenfalls: Ich konnte beginnen.

Was war meine Aufgabe? Nun, zum Beispiel, mit der Untertertia (achte Klasse) eines Mädchengymnasiums das Markusevangelium zu lesen. Die Bibel war in jenem ersten Lehrplan 1947 und noch zwanzig weitere Jahre lang einfach auf die Schuljahre aufgeteilt. Genauer hieß es: „Das Leben Jesu nach dem Markus- oder Matthäusevangelium“. Ich hatte es mit Großstadtkindern zu tun, die wenig kirchliche Sozialisation genossen hatten; also konnte ich sicher sein, dass bald Fragen kommen würden, die in die Richtung historischer Kritik gingen. Zwei Aufgaben sah ich: *erstens* mit den Kindern die Unterscheidung zwischen Historizität und Wahrheit zu erarbeiten, ihnen einen reicheren Wahrheitsbegriff zu vermitteln; eine Zielsetzung, auf die ich viel Zeit verwendet habe, weil ein Wahrheitsbegriff, der nicht dokumentierbare Fakten meint, ja kaum bekannt sein konnte. Es ist (oder war, damals) auch das richtige Alter dafür: Der Wunsch, Fakten zu klären, Ordnung zu schaffen in seinem Kopf, der die klassische Kindheit charakterisierte, war noch virulent; das Verständnis dafür, dass „Wahrheit“ über den Menschen, über die menschliche Welt, über Jesus in Dichtungen und Legenden ausgedrückt werden kann, war in der beginnenden Pubertät zu wecken und zu klären. Und *zweitens* die Schülerinnen mussten Einblick gewinnen in die Entstehungsgeschichte der Evangelien.

Wem gehört das geistige Erbe Rudolf Bultmanns? In diesem Fall der Untertertia eines Kölner Mädchengymnasiums. Mit Eifer haben wir wochenlang und mit verschiedenen Stoffen an diesen beiden Aufgaben gearbeitet. Als eines der Kinder eines Tages aufatmend sagte: „Jetzt versteht man das alles viel besser“, dachte ich bei mir: „Und das wäre in Bultmanns Sinn.“ Man hat ihn ja den großen Apologeten unter den Theologen genannt; sein Anliegen *war* es, dem modernen Menschen Zugang zu schaffen zu den Texten des Glaubens. Im Kleinen wirkten wir daran mit.

Dass sich auch in der Grundschule so arbeiten lässt, oder vielmehr arbeiten *ließ* –

die heutigen Kinder sind anders, davon wird noch die Rede sein –, sah ich bei meiner Schwester. Sie hatte unerlaubterweise neben ihrem Studium an der Pädagogischen Akademie in Bonn bei Vielhauer studiert und ließ nun die synoptischen Evangelien vor ihren kleinen Schülern in *der* Weise entstehen, dass sie die Figur eines „urchristlichen Predigers“ erfand – das waren die Evangelisten, den Kindern mit Namen und theologischer Eigenart bekannt –, der seiner Gemeinde helfen wollte, Jesus richtig zu verstehen, und sich dazu die jeweils folgende Geschichte ausgedacht hatte. An der Tafel stand das Logion, aus dem diese einmal hervorgewachsen ist („Geschichte der synoptischen Tradition“!); es war erarbeitet, und die Drittklässler beurteilten nun, ob „der Lukas“ es gut gemacht hätte, zum Beispiel mit der Geschichte von Zachäus. „Aber der muss ja erst sagen, dass er alles wiedergibt, und *dann* sagt Jesus das mit dem Heil. Sonst ist Jesus doch immer so zuvorkommend!“ Genau den Satz hatte der Junge herausgepickt, von dem auch Exegeten meinen, er sei eingefügt. Und die Geschichten – sind eben von jemandem *gemacht*, zu bestimmtem Zweck; das Historizitätsproblem kommt gar nicht erst auf.

Es geht, es lässt sich so arbeiten – solange bei den Schülern ein *Interesse* besteht, nach der Wahrheit von Bibel und Religion zu fragen. Davon muss noch die Rede sein.

Hätte man in Lohra, dem *alten* Lohra von 1941, auch so arbeiten können? Dort trugen damals noch fast alle Frauen Tracht, auch im Alltag; ja, die kleinen Mädchen, Grundschulkindern noch, trugen sie auch, hüpften in ihren weiten Röcken und mit den „Schnätzchen“ auf dem Kopf herum wie heute die Kinder in moderner Kleidung. Die Felder wurden mit Hilfe von Ochsen bestellt, Autos gab es 1941 nicht – außer beim Arzt, der eine kleine Benzinzuteilung erhielt. Es war eine weitgehend noch vorindustrielle, vorwissenschaftliche Welt, in der die Menschen lebten. Als die Nazis den Himmelfahrtstag als Feiertag abschafften – ich glaube, es war 1941 –, sagte eine der Frauen fassungslos: „Ja, weiß der Führer denn nicht, was da sich zugetragen hat, an diesem Tag?“ Christi Himmelfahrt war *Tatsache*, heilige, wunderbare *Tatsache*. Und es war ein ausgesprochen *christliches* Dorf. Städter, die um Lebensmittel baten und bis aus dem Ruhrgebiet zu Fuß nach Lohra kamen, wurden nicht abgewiesen. Kriegsgefangene und Zivilverschleppte aus Frankreich oder

Polen, die auf den Höfen arbeiten mussten, wurden wie Familienmitglieder behandelt – was die amerikanische Besatzungsmacht später belohnte, indem sie die Familien weitgehend mit Einquartierung verschonte. Eine traditionsgeleitete, sehr lebenswerte Welt, in der man als Pfarrerin oder Lehrerin sicher sehr anders hätte arbeiten müssen als in der Großstadt. Nicht als ob man ganz davon hätte absehen können, die Menschen allmählich mit der Geschichtlichkeit von Bibel und Glauben bekannt zu machen, ihnen Einblick zu geben in die lebendigen Prozesse, aus denen das Christentum in seiner heutigen Gestalt hervorgegangen ist! Fragen kommen ja auch den in der kirchlichen Tradition geborgenen Menschen, auch wenn sie nie gelernt haben, sie zu formulieren; zu sehen ist das jetzt bei alten Russlanddeutschen, die in unsere Gemeinden kommen: Ist es zum Verständnis des Predigttextes nötig, ein wenig historische Aufklärung zu geben, so kann man die gespannte Aufmerksamkeit auf der Kanzel geradezu *spüren*.

Insgesamt ist die Zeit ja vergangen oder im Vergehen begriffen, in der ungeschichtlich/selbstverständlich in den alten Formen der Religion gelebt werden konnte. Wo angstvoll daran festgehalten wird, entstehen die gefährlichen Zerfallsprodukte wie Fundamentalismus und Fremdenhass, die das Gute der älteren Zeit nur entstellen. Dennoch sind Startpunkt und Vorgehensweise theologischer Aufklärung sicher anders in einer traditionsgebundenen Gemeinde als eben damals in Köln.

Drei Irrlehreanzeigen

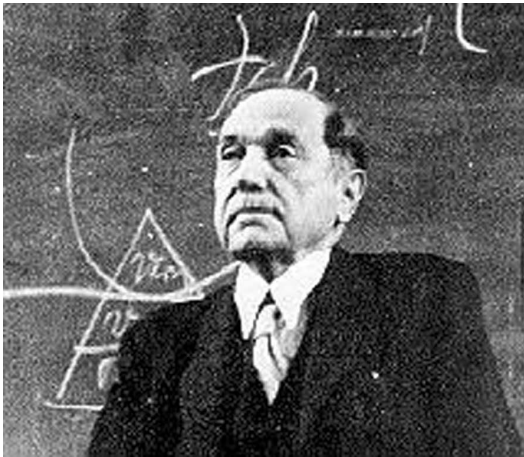
Nicht als ob dort alles glatt gegangen wäre! Zwar machten die Kinder und Jugendlichen gern, ja, teilweise begeistert mit; aber ich war noch kein halbes Jahr in der Schule tätig, da hatte ich drei Irrlehreanzeigen am Hals. Eine besorgte Primanerin schrieb ihrem Konfirmator von meinem Unterrichtsbemühen; eifrige Mittelstufenschülerinnen erzählten ihren Pfarrern von dem, was die neue Reli-Lehrerin da trieb; drei Pfarrer schrieben dem Superintendenten, dass mir dringend das Handwerk gelegt werden müsse, ich würde sonst Generationen von Schülerinnen den Glauben nehmen. Erneut also, auf anderem Niveau, jenes Index-Begehren des Kasseler Bischofs.

Ich hatte Glück. Der Superintendent, aus Kirchenkampf-Zeiten mit unserer Familie

bestens bekannt, gab die Anschuldigungen nicht an die Kirchenleitung weiter, sondern schickte mir die Briefe zu, damit ich mich selbst mit den Pfarrern auseinandersetzen könnte. Ich habe diese Pfarrer dann besucht und immer nur die *eine* Frage gestellt: „Sie haben ja auch studiert, Sie wissen Dasselbe wie ich, wie machen Sie es denn? Ich fange erst an, vielleicht kann ich von Ihnen lernen“. Das Argument schlug durch; zwar half mir niemand weiter, aber ich konnte fortan in Ruhe meine Arbeit tun, wurde sogar von der Vikarsvereinigung zum Vortrag gebeten.

Erst viel später las ich Freud und fand in der „Zukunft einer Illusion“ den berühmten Satz, in dem er die müde „Denkschwäche“ vieler Erwachsener auf religiöse Denkverbote zurückführt, die die „strahlende Intelligenz gesunder Kinder“ verkümmern ließen. Was dadurch angerichtet worden ist, bis in die politischen Schicksale unseres Landes hinein, lässt sich kaum ahnen.

Zitieren möchte ich aus jenen ersten Unterrichtsjahren noch zwei Schüleräußerungen, die einer Untertertiarierin, die nach etlichen Monaten Arbeit am Markusevangelium äußerte: „Ja, wenn Jott Mensch wird, da geht er dat Risiko ein!“, nämlich dass da kein unfehlbares goldenes Buch vom Himmel gefallen ist. Und die andere einer Oberstufenschülerin, die auf meine Frage, ob es wohl besser gewesen wäre, wenn wir eine Tonfilmaufnahme vom Leben Jesu hätten, zur Antwort gab: „Dann würden wir wahrscheinlich gar nichts verstehen. So ist es ja schon durch Menschen vermittelt, die etwas verstanden haben!“ Schüler, dachte ich, *sind* kleine Theologen, sie wissen es nur selbst noch nicht.



Rudolf Bultmann

Bultmanns Erbe kann nicht einfach konserviert, es muss weiter entwickelt werden

Tempi passati, auch hier. Nicht nur die geschlossene Welt des alten Lohra ist vergangen; auch die Schülergenerationen sind andere geworden. Und damit stoßen wir auf eine Thematik, die bei Bultmann *nicht* vorkommt.

Sein Erbe kann nicht einfach konserviert, es muss weiter entwickelt werden, gerade dann, wenn man seine Intention, den modernen Menschen zu erreichen, weiterhin für wichtig hält.

Was bei Bultmann fehlt, ist das Verständnis dafür oder der Einblick darein, in welchem Maße die politischen und ökonomischen Verhältnisse den Menschen prägen. Ich bekam es zu spüren, und zwar in einer Weise, die etwa ab Mitte der sechziger Jahre meine ganze bisherige Arbeitsweise in Frage stellte. Wir erlebten ja im Gefolge des sogenannten „Wirtschaftswunders“ im Laufe weniger Jahre den Übergang von der Mangelwirtschaft zur Überproduktion, der in anderen Industriestaaten, vor allem in den USA, Jahrzehnte früher gelaufen war. In der Menschheitsgeschichte ein absolutes Novum: dass von allem zuviel da wäre, so dass man einschränken musste (Milchquoten und Flächenstillegungen bei den Bauern zum Beispiel), oder aber Werbung, Werbung betreiben, den Konsum auf allen Ebenen anheizen, damit das Produzierte verkauft werden könne, das hatte es noch nie gegeben. Irgendwo hatte ich einmal gelesen, dass im 19. Jahrhundert ein Düsseldorfer Kaufmann ein Strafmandat bekam, als er sein Ladengeschäft mit einem Schaufenster versehen hatte; das könne die Leute dazu verleiten, Dinge zu kaufen, die sie eigentlich nicht brauchten, und so die wünschenswerte Bescheidenheit in der Bevölkerung untergraben. Man braucht es nur zu zitieren, um die Wendung um 180 Grad zu verspüren, die sich ereignet hat. Heute ist, seit nun bald drei Jahrzehnten, Konsum die erste Bürgerpflicht, wenn die DM rollen soll. Das Neueste ist nun, dass viele ihn sich nicht mehr leisten können, weil die Produktivität inzwischen so gestiegen ist, dass die Massen arbeitslos werden und ihre Kaufkraft zurückgeht. Zu welchem Crash des Systems das führen kann, das wissen wir noch nicht.

Was wir aber wissen und täglich vor Augen sehen, das ist die *Mentalitätsveränderung*, die diese Entwicklung mit sich gebracht hat. In der US-amerikanischen Soziologie ist sie bei David Riesman schon 1950 als Übergang vom innengelenkten zum außengelenkten Sozialcharakter beschrieben worden. Wem die Werbung täglich predigt, was man alles *haben* müsse – oder was man alles *erleben* müsse, um dazuzugehören, nicht „out“ zu sein, der fängt in irgendeinem Grade an, sich davon bestimmen zu lassen. Der Glaube kommt nun

einmal aus der Predigt.

Selbstverständlich hat diese Entwicklung nicht nur Schattenseiten. Günter Gaus hat vor Jahren in seinem Buch „Die Welt der Westdeutschen“ *auch* anklingen lassen, aus wie viel Dumpfheit und Spießigkeit sie viele Menschen befreit hat. Und dennoch: Wo das Interesse hauptsächlich auf Haben, Erlebnis und Im-Trend-Liegen gerichtet ist, da entstehen auch Defizite, gefährliche unter Umständen. Erich Fromm beschreibt sie als die Entstehung einer inneren Leere, da ja alles Wichtige *außen* zu liegen scheint. Für die Religion bedeutet das, dass die Frage nach ihrer Wahrheit nicht mehr das wichtigste ist. Sie muss Erlebnis sein, „Spaß bringen“; warum sind die Kirchentage von jungen Menschen überflutet?

Ich habe meine Giessener Abschiedsvorlesung vor sechs Jahren dem Problem des Absterbens der Wahrheitsfrage gewidmet und dabei ein Schlüsselerlebnis erwähnt, das mich nach fünfzehn oder zwanzig Jahren erfolgreicher Arbeit im Religionsunterricht wieder einmal wie ein Blitz getroffen hat. Wenn eine Schülerin auf der Höhe ihrer Pubertätsjahre, in denen früher ja vor allem kritisch angefragt wurde, gelangweilt meint, über das Problem der Existenz Gottes brauchten wir doch nicht zu reden, „im Westen glauben wir doch nun mal an Gott“, dann haut einen das um, wenn ich mich mal so salopp ausdrücken darf.

Der „natürliche Mensch“, von dem Bultmann redet, ist eine Abstraktion. Mag ja sein, wie man es in der Kirche immer wieder einmal hören kann, dass der Mensch „letzten Endes immer derselbe“ sei; aber bei diesem „letzten Ende“ kommen wir nicht an. „Vorletzten Endes“ aber sind die Menschen, die wir vor uns haben und die wir selber sind, geprägt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse: die Aufbauzeit der Industriegesellschaft hat den innengelenkten Menschen hervorgebracht, der von festen Prinzipien geleitet ist – zu denen auch das Wahrheitspathos der historisch-kritischen Forschung gehört, jenes „schmerzliche Ringen um die Wahrheit“, das Albert Schweizer in seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ so einführend beschrieben hat; die Überproduktionsgesellschaft braucht und prägt den außengelenkten Menschen. David Riesman, der diese Begriffe geschaffen hat, streift gelegentlich das Dilemma einer innengelenkten Lehrerin vor einer außengelenkten Klasse; das war und wurde seit Mitte der sechziger Jahre immer mehr meine Situation. Immer setzte ich etwas voraus oder wollte an etwas appellieren,

was bei den Schülerinnen im früheren Maße gar nicht mehr da war. Meine ratlose Frage an meinen Vater, der ja immerhin ein Mediziner war, ob es sein könne, dass die Menschheit sich psychologisch verändere, fand keine Antwort – und zeigt als Frage die ganze Ahnungslosigkeit, in der ich lebte.

Gerettet von Dorothee Sölle

Gerettet hat mich damals eine meiner Schülerinnen der ersten Stunde, Dorothee Sölle. Wir fingen an, in einer kleineren Gruppe psychologische und sozialwissenschaftliche Literatur zu lesen, völliges Neuland für die Bultmann-Schülerin. 1971 schrieb Dorothee Sölle dann die „Politische Theologie“, Untertitel „Auseinandersetzung mit Rudolf Bultmann“.

Sie zeigt darin auf, dass historische Kritik sich selbst untreu wird, wenn sie – ich zitiere – „zwar die vergangenen Texte historisch-kritischer Betrachtung unterwirft, nicht aber die eigene Gegenwart und ihre Fragestellungen historisch in ihrem Gewordensein, in ihrer Abhängigkeit von sozialen und psychologischen Faktoren reflektiert ... Vertreter der historisch-kritischen Methode neigen dazu, die Deformation des christlichen Glaubens durch die christliche Geschichte“ zu übersehen. Mit anderen Worten: Von der Entmythologisierung muss zur Ideologiekritik vorangeschritten werden. Nicht nur die mythologischen Elemente sind es, die interpretiert werden müssen, sondern die scheinbar so viel leichter verständlichen nichtmythologischen, die durchtränkt sind vom Vorverständnis, ja, den Vorurteilen der bürgerlichen Gesellschaft, müssen von eben diesen Vorurteilen befreit werden. Noch einmal Dorothee Sölle: „Auch wer den ‚solus Christus‘ verkündigen will, kann den ‚Christus in ecclesia corruptus‘ nicht übersehen.“ Der Weg führt von der existenzialen zur politischen Theologie.

Dem Meister hat dieses Buch nicht eingeleuchtet; als ich den alten Herrn besuchte, gab er seinem Unmut deutlich Ausdruck, und er hat der Verfasserin auch einen langen Brief geschrieben, lesbar trotz seiner damals schon weitgehenden Blindheit; die hohe Diszipliniertheit Bultmanns, die man oft gerühmt hat, zeigte sich auch hier. Eine kostbare Reliquie. Dass aber seine Ahnungslosigkeit in gesellschaftlichen Fragen noch größer war als meine – ich arbeitete damals bereits einige Jahre beim Politischen Nachtgebet mit und hatte schon viel gelernt –, das zeigte sein

Satz im Gespräch: „Ich weiß gar nicht, was Frau Sölle will; wenn der Bananenpflücker in Guatemala sich unterbezahlt vorkommt, dann kann er doch den Rechtsweg gehen!“ Weltfremdheit des deutschen Professors, dem fast neunzigjährigen nicht anzulasten, aber als Symptom – politisch schlimm.

Und doch ist Dorothee Sölles Buch eine Folge der Bultmann'schen Lebensarbeit. Ohne Entmythologisierung, ohne Bruch mit supranaturalistischen Restbeständen in Exegese und Systematik wäre der Schritt zur politischen Theologie nicht möglich gewesen. Die existentielle Interpretation war Voraussetzung der politischen. Bultmanns Erbe gehört ja nicht nur denen, die es anwenden, sondern erst recht denen, die von da aus weiterarbeiten.

Für den Religionsunterricht bedeutete dies alles natürlich, dass ich gewissermaßen noch einmal von vorn anfangen musste. Freilich gab es noch Schülerinnen, die wie ich selbst zuvor, die alten Fragen stellten, „innengelenkt“ mit Riesmans Terminus. (Dieser darf übrigens nicht mit innerer *Selbständigkeit* gleichgesetzt werden. Innenlenkung bedeutet: Lenkung durch eingebaute Prinzipien – die sich bei grundlegend veränderten Verhältnissen eben manchmal nicht mehr brauchen lassen. „Selbständigkeit“ bedeutet, dann umlernen zu können – oder auch bewusst nicht umlernen *wollen* und sich der weiteren Mitarbeit versagen. Dafür hat Riesman den Terminus „Autonomie“). Mehr und mehr aber dominierte der außengelenkte Charakter, trendorientiert, erlebnisorientiert.

„Gehorsam ist des Christen Schmuck“

Was mich betrifft, so wurde mir bei meinen neuen Studien klar, dass ich von den drei Essentials der Didaktik, Schüler, Fachwissenschaft und Gesellschaft, das dritte bisher übersehen hatte – das freilich nicht einfach zu den beiden anderen hinzuaddiert werden kann. Vielmehr waren die Schüler ebenso wie ich selbst gesellschaftlich geprägt, ohne dass wir uns das hätten aussuchen können und lange bevor es uns bewusst wurde. Und was die Fachwissenschaft betrifft, so diente sie in ihren scheinbar apolitischen Überlegungen seit langem gesellschaftlichen Interessen und zeitigte politische Folgen, die sie nicht als solche erkannte. Der nachdenkliche Satz eines US-amerikanischen Theologen deutscher Herkunft soll dies zeigen

– ich habe ihn oft zitiert: „Ich glaube, euer deutsches Luthertum hat euch sehr leidensfähig gemacht, aber nicht handlungsfähig. Mit unserem amerikanischen Calvinismus ist es eher umgekehrt.“ Als ich diesen Satz hörte, es muss auch ungefähr ein halbes Jahrhundert her sein, konnte ich noch gar nicht viel damit anfangen; gleichwohl beeindruckte er mich sehr, in meinem ganzen Studium hatte ich so etwas nicht gehört. Theologie als Schicksal einer ganzen Nation? Etwa mit der Wirkung, sie unfähig zu machen zum offenen Widerstand gegen Hitler? Später entdeckte ich so manches, was in diese Richtung gehörte.

Da sind, noch einmal, unsere schönen Lieder, vor allem die, die das Vertrauen zu Gott zum Inhalt haben. Eines Tages fiel mir auf, dass es sich bei ihnen immer um Vertrauen im *Leiden* handelt. Sicher haben sie ihren wichtigen Ort im Leben der Christen. Aber ist es denn die normale Situation des erwachsenen Menschen, sich in ausweglosen Leiden zu befinden? Und braucht man denn zum Handeln, zum Eingreifen, zum Initiativwerden etwa kein Vertrauen? Schließlich *gäbe es* die evangelische Kirche ja gar nicht, wenn da nicht am Anfang einer initiativ geworden wäre, von den 95 Thesen bis zum „Nein!“ in Worms. Die Reformationslieder, ich habe sie erwähnt, atmen aktives Vertrauen; aber nicht *sie* haben die Frömmigkeit der Gemeinden geprägt, sie sind ihnen kaum bekannt. Fromme Ergebung ins Schicksal schien das richtige zu sein – bis dahin, dass nur wenige hundert Meter neben der Kasseler Gestapo-Zentrale, aus der man manches mal die Schreie der Gefolterten hören konnte, im Gemeindehaus gesungen werden konnte: „Befiel du deine Wege“. Gibt es ein Gottvertrauen, das in Wahrheit Gotteslästerung ist?

Es gab ja in Deutschland Initiativen gegen den Terror des Staates, nicht nur konspirative wie beim Kreisauer Kreis. Es gab zum Beispiel die Frauen von der Rosenstraße in Berlin, die 1943 Tage und Nächte lang lärmten, bis ihnen Goebbels ihre jüdischen Ehemänner, die dort inhaftiert waren und in die Vernichtungslager im Osten abtransportiert werden sollten, freigab und sogar fünfzig von ihnen aus Auschwitz zurückholen ließ. Aber unsere Kirche leitete dazu nicht an, und in der Theologie war Zivilcourage kein Thema. Wie hatte Schiller gedichtet: „Mut hat auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck“ – und das angesichts der Bibel, von den Propheten über den Protest der Psalmen bis zu Jesu Gleichnissen vom

unverschämten Freund und der unverschämten Witwe, die den ungerechten Richter bedrängt, bis er nachgibt ... Noch eine meiner Giessener Studentinnen meinte, das sei doch ein ungehöriges Betragen.

Eine besonders hübsche Entdeckung machte ich in einem Buch von U. Leupold mit dem harmlosen Titel „Die Liturgischen Gesänge der evangelischen Kirche im Zeitalter der Aufklärung und der Romantik“, Bärenreiter-Verlag. Im Zuge der Agendenreform schreibt Friedrich Wilhelm III., König von Preußen und Bischof der evangelischen Kirche in Preußen, im Jahre 1824, er beabsichtige, in seinen Gemeinden pflichtmäßig Kirchenmusik einzuführen; jede Gemeinde müsse einen Musiker einstellen oder, wenn sie dazu zu arm sei, jedenfalls einen Lehrer, der die Orgel spielen und einen Chor leiten könne, um so, und nun O-Ton des Königs: „die Gemeindeglieder an den Gottesdienst zu fesseln, den Zusammenhang mit der Kirche zu stärken und so allen revolutionären und gefährlichen Gedanken von vornherein das Wasser abzugraben“. Weiß Gott, das ist gelungen! Bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein blieb Demokratie ein verfeimtes Projekt. *Demokrat* ein Schimpfwort in der Kirche; die Folgen mussten wir erleben.

In den Jahren, in denen wir uns dies klarzumachen begannen, wurde von schulamtlicher Seite das neue Konzept des „problemorientierten Religionsunterrichtes“ vorangetrieben. Ich fand mich in vier Richtlinienkommissionen wieder, darunter die für die Kollegscheule. Gut *gemeint* alles, aber gut vorbereitet waren wir nicht. Woher hätten auch die theologisch ausgebildeten Religionslehrerinnen mit einem Mal die Kenntnisse haben sollen, die zur Einsicht in politische und ökonomische Verhältnisse befähigt hätten? Und woher eine gediegene theologische Verarbeitung solcher Einsichten – wenn doch die uns geläufige Universitätstheologie nicht einmal die internen Probleme der Kirche, z.B. die theologische Bedeutung der *Institution* Kirche als solche, die es im Neuen Testament ja nicht gibt, als Aufgabe gesehen hatte? Ich war noch mit am besten dran, weil ich durch die Arbeit beim Politischen Nachtgebet vieles gelernt und anschließend gelesen hatte; zum Beispiel begegnete man der weit besseren Verarbeitung gesellschaftlicher Probleme in der politischen Theologie katholischer Prägung. Für eigenes Unterrichten, gar für Richtli-

nientwürfe reichte das aber eigentlich nicht. Die richtige Lösung des Problems wäre team-teaching gewesen, bei dem Theologen und Politologen gemeinsam hätten Unterricht bestreiten können. Was bedeutete etwa die elende Harmonieversessenheit der Theologen, die an einem Harmoniemodell der Gesellschaft, unklar gedacht, festhielten, statt zu sehen, dass es objektiv vorhandene Interessengegensätze *gibt* und Methoden entwickelt werden müssen, diese fair zu regeln? Was wussten wir davon?

Nun, ich *habe* dann problemorientierten Unterricht gegeben, auf Gebieten, auf denen ich mich inzwischen sicherer fühlte und in Rücksprache mit den Freunden. Zu Hilfe konnte einem die Kirchengeschichte kommen, die immer wieder zeigt, wie aus neuen Bewegungen, angefangen vom Urchristentum, aber auch in der Frühzeit der Reformation, Institutionen wurden, unvermeidbar und mit den speziellen Gefahren einer Institution, bei der dann leicht die Tendenz auf deren Selbstbehauptung wichtiger wird als die Sache, für die sie da war. „Meine Aufgabe ist es, den Laden zusammenzuhalten, nichts sonst“, hat mir der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Kruse, einmal auf einen Brief hin geschrieben. Und da ich selbst in die kirchliche Institution involviert war, in Presbyterium und Kreis-synodalvorstand, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie eine solche Institution wieder verflüssigt werden kann, indem der Stadt-superintendent eine strittige Frage, die zur Zerreißprobe hätte werden können, an Gesprächskreise weitergab, die „runden Tische“ der DDR, in denen die verschiedenen Meinungen eine ganze Weile diskutiert werden konnten, ehe es dann zur Abstimmung kam. Sehr viele aber in der kirchlichen Hierarchie haben keine Ahnung – weder von einer Theologie noch von einer Dämonologie der Institution; sie wäre dringend zu entwickeln und in die Ausbildung zu integrieren.

Mit Bultmann, den ich in Abständen immer einmal wieder besuchte, konnte man gut über solche Fragen reden; er interessierte sich dafür. Schon in der Studienzeit hatte er an einem unserer Teeabende ein-



Dorothee Sölle

mal geäußert, mit Blick auf die größere Standfestigkeit vieler Katholiken, es gäbe nicht nur eine persönliche *Sittlichkeit*, sondern auch eine objektive *Sitte*, die hilfreich sein könne.

Der engstirnige Individualismus, der ihm manchmal nachgesagt wird, war nicht seine Sache; er war offen für alles, wusste freilich gut zu unterscheiden, was *sein* Sachgebiet war – und was nicht.

Offene Fragen

Für mich kristallisierte sich immer stärker heraus, welchen Fragen ich in der didaktischen Forschung nachgehen wollte und musste. Da war einmal die Wirkungsgeschichte von Kirche und Religionsunterricht, speziell die Mentalitätsprägung und deren politische Folgen im Bereich des deutschen Luthertums; die Frage danach also, welche Theologie „unten“ lebt, die Gemeindefrömmigkeit prägt, und wie diese Theologie sich zu der messianischen Grundstruktur der Bibel verhält, die mich selbst ja in Kirche und Theologie hineingelockt hatte. Dass dieser Frage, trotz vielen Lesens, nicht einsam am Schreibtisch nachgegangen werden sollte, sondern im ständigen intensiven Austausch mit Lehrern, Pfarrern, Studierenden, war klar: schließlich wollte ich ja nicht nur Bescheid wissen, sondern etwas bewirken. Eine Zeitlang erwog ich, mir noch empirische Forschungsmethoden anzueignen, verwarf dies dann aber, als ich mich in Ergebnisse solcher Forschungen vertiefte; wer hermeneutisch fragt, kann mit diesen meist nicht zufrieden sein – es sei denn, man geriete an einen Meister, wie Pierre Bourdieu. Meine methodische Entscheidung, das, was mir aufgrund von Literaturstudien und reichlichem Basiskontakt symptomatisch erscheint, als Diskussionsbeitrag in die Religionspädagogik einzubringen, habe ich gelegentlich dargelegt, und das Echo zeigte mir, dass sie ganz falsch nicht sein konnte. Ferner ging es und geht es darum, moderne anthropologische Erkenntnisse, seien sie individueller sozialpsychologischer Art, theologisch zu durchdringen und nach ihren inhärenten Voraussetzungen zu befragen – um so weder zeitlos-ahnungslos zu bleiben noch jenen neueren Erkenntnissen blind die Herrschaft zu überlassen. Auch dies muss natürlich im intensiven Kontakt mit der Basis geschehen, zum Beispiel auf zahlreichen Lehrer- und Pfarrertagungen und durch Publikation in Zeitschriften, die von Mitwirkenden gelesen werden. Wer abhebt, kann nichts mehr verändern.

Seit 1972 war ich dann im Bundesland Hessen tätig, als Professorin für Didaktik des Religionsunterrichtes auf dem neugegründeten Lehrstuhl an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Eine ganz andere Schulgeschichte seit dem Krieg, Koedukation längst selbstverständlich, Gesamtschulen beider Typen verbreitet, Religion als Schulfach und als Öffentlichkeitsfaktor weit weniger wichtig; zwei Landeskirchen sehr verschiedener Prägung, Ordination auf die Barmer Theologische Erklärung in der einen von ihnen nicht bekannt. Was war mit den Studierenden?

Ich bat sie, im Orientierungsprojekt der Erstsemester zu notieren, was sie sich als Sinn und Zweck schulischen Religionsunterrichtes vorstellen könnten. Dabei stellten sich stets zwei Gruppen heraus: die eine wollte „Jesus verkündigen“. Die gesamten 18 Jahre über blieb dies ein fester Bestand. Nicht so bei der anderen, da wechselte es: In den ersten Jahren dominierte der Begriff der Kritik, es war auslaufende Studentenbewegungszeit: Bibelkritik, Kirchenkritik, Gesellschaftskritik, Religionskritik wurden genannt. Zehn Jahre später verschwand dieser Begriff vollständig; an seine Stelle trat Atmosphärisches: ein Fach ohne Leistungsdruck, Spiel – Spaß – Freude, eine Stunde, in der man frei war, sich zu unterhalten über was immer man wollte. Ich nahm mir vor, auf jeden Fall bibeldidaktische und kirchengeschichtsdidaktische Themen mit anzubieten; ein gewisser Bestand an Wissen schadet dem Lehrer ja nicht, und schließlich ist es von *jeder* Thematik her möglich, zu grundlegenden Einsichten und methodenkritischen Überlegungen vorzudringen. Was mich frappierte, war die weitgehende, fast durchgängige Unkenntnis historisch-kritischer Arbeitsmethoden und -ergebnisse, und das nach dreizehn Jahren Religionsunterricht. All die uralten Probleme, Evolutionslehre und Schöpfungsbericht im Alten, Entstehung der Evangelien in Neuen Testament waren normalerweise unaufgearbeitet. Man musste in dieser Hinsicht so viel nachholen, dass ich mich manchmal gefragt habe, wo denn der theologische Eros der Religionslehrer sei. Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel. Was einen selbst begeistert, das muss man doch als Lehrerin gern weitergeben wollen? Oder kommt das Erbe Bultmanns an die Studierenden nicht mehr so heran, dass sie sich dafür begeistern können?

Das wäre dann eine Rückfrage an uns, die ersten Adressaten, an die Universität.